

Muna AnNisa Aikins

DIE HAUT MEINER SEELE

Eine Erzählung in Lyrik und Prosa

UNRAST

An jenem Tag, als meine Großmutter zu mir sagte: »Du wirst deine andere Familie besuchen«, änderte sich mein Schicksal und ich erbe diese Sehnsucht nach Freiheit auf der Flucht. Ich war nicht geboren, um in diesem Krieg zu sterben oder gar zu leben. Mir war es bestimmt, ganz weit weg, ein neues Leben zu beginnen.

So entkam ich jenem Krieg, der meine Menschen zerriss. Ich überlebte jene Schüsse um mich herum, die viele meiner Nächsten töteten. Ich entkam, doch das Erbe meines Anfangs, dieser ersten sechs Jahre meines Lebens, würde mir folgen. Meine Zukunft wird mich zurückführen zu den Anfängen, zu den Ruinen, zu den Prägungen meiner Herkunft. Mein Erbe wird schwer wiegen. Ich würde erfahren wie schwer. Wie würde ich es tragen?

Als ich in das Flugzeug steige, habe ich Angst, aber nicht vor dem Fliegen. Es fühlt sich der Moment seltsam an, es ist als ahne ich, dass dies die Weichenstellung meines neuen Lebens wird.

Ein letztes Mal blickte ich starr zurück und dieser Augenblick ist noch heute, nach vielen Jahren, frisch in meinem Gedächtnis. Nicht weit vom Flugzeug entfernt sehe ich meine Großmutter neben einem Mann stehen. Sie sieht ängstlich und besorgt aus, denn sie vertraut mich diesem fremden Mann an, der mich als sein Kind ausgibt, um mich nach Deutschland zu bringen. Er hätte mich auch sonst wohin mitnehmen können. Das begriff ich später erst. Als ich noch klein war, glaubte ich, sie sei traurig, weil sie mich angelogen hatte. Hätte ich es gewusst, hätte ich sie wohl nie losgelassen. Meine Reise wird kein Besuch sein. Wochen, Monate, Jahre werde ich zerrissen bleiben und Heimweh haben.

Ich wandere oft sehr weit weg vom Asylheim, bis ich Angst bekomme, mich zu verlaufen oder mich vor dem Einbruch der Dunkelheit fürchte. Ich vermisse das Strahlen des Mondes, das mir als Kind den Weg wies. Fremd in diesem neuen Land, fremd in diesem neuen Leben, fremd in dieser neuen Familie. Erschöpft vom Weinen, im Klang meiner Kindheitslieder, kehre ich immer wieder zurück, bis mich die Erkenntnis besiegt, dass es zu weit ist, um wieder nach Hause zu laufen, zu meiner Großmutter zurückzufinden.

Was ich zuletzt sehe, ist der Staub der Erde, als das Flugzeug startete. Kein betonierter Flughafen, denn im Krieg wurde alles zertrümmert. Es war eine einfache, freie Fläche, eine trockene Landschaft mit wenigen Bäumen, Schirmakazien, unter denen ich so gerne lag. Dieser letzte Augenblick, ein Moment Stillstand, ist in meine Erinnerung geprägt wie eine Fotografie.

Diese Photographie hängt in meinem Gedächtnis direkt neben dem einzigen Bild, das ich von meiner Mutter habe. Ich erinnere mich deutlich an die Unterhaltung der zwei Männer, die in jener Nacht bei uns eingebrochen sind. Sie waren nicht alt, aber auch keine Jungen. Ich muss zwischen drei und vier Jahre alt gewesen sein. Es gab viele solcher Einbrüche in der Hauptstadt. Der Krieg tobte und jeder musste zusehen wie er am Leben blieb. Wenn einen nicht die Schüsse oder Bomben trafen, das Chaos verwirrte, nagte der Hunger am Menschen. Diese zwei Männer wussten, wie es schien, nichts anderes zu tun, als meine Großmutter und meine Mutter, wie ich annehme, und mich zu bestehlen. Sie hatten schon alles durchwühlt und ein paar Dinge eingesteckt, als sie anfangen, sich um eine Halskette zu streiten. Ich glaube, ich versteckte mich hinter meiner Mutter, hielt fest an ihrem Bein, und daneben stand meine Großmutter, wir waren gedrängt in eine Ecke und in Schockstarre. So verschwommen mir dieser Augenblick in Gedanken auch geblieben ist, so klar weiß ich jene Worte, die uns wohl das Leben retteten.

Einer der Männer richtet seine Waffe auf uns und setzt zum Schießen an, während der zweite noch mit der Zimmerlaterne nach Wertsachen sucht. Als er sieht, was der andere im Begriff ist zu tun, schreit er ihn an: »Willst du mir die Ehre nehmen?! – Wir erschießen keine Frauen, schon gar nicht, während ein Kind zusieht. Komm, hier ist nichts!« Der Mann mit der Waffe zögert einen Moment, mustert mich scharf und dreht sich dann um. Sie gehen. Ich fühle seine Augen noch immer auf mir.

Von meiner Mutter erinnere ich nichts anderes als diese Situation, und selbst hier bin ich mir nicht darüber im Klaren, ob es nicht doch eine meiner Tanten war. Als wir aus der Stadt flohen, nahm mich meine Großmutter mit, und es war mir nicht bestimmt, meine Mutter wiederzusehen.

Während ich versuche, mich zu erhalten, bleibt sie Teil meines Selbst. Im Frieden meines Lächelns spiegelt sie sich. Das Lächeln meiner Mutter lebt in mir. Ein wenig Frieden und das Lächeln, das ich meine, von ihr zu erinnern, bleibt stets. Keine Stimme, kein Lachen oder gar Worte von ihr. Nur eines sanften Lächelns entsinne ich mich.

Mit vergebenden Worten aus meiner Feder habe ich sie und mich freigewünscht von der Hoffnung des Zusammenseins und ihr Lächeln als Erbe in mein Herz geprägt. Für Tage, an denen das meine schwach ist, für Momente, in denen ich Frieden ersehne. Ihr Lächeln als Versprechen, mich im Frieden wiederzufinden.

Und mein Herz spricht zu ihr diese Worte, mit meiner Stimme, welche sie nicht kennt, in dieser Sprache, welche sie nicht versteht, doch gewiss mit dem Frieden ihres Lächelns, der mich umgibt.

»Die Erde, auf der ich gehe, wird den Klang deiner Schritte erinnern. Wenn dir meine Erinnerung folgt, werde ich auf meinem Weg ohne dich sein. Nur die Spur meiner Sehnsucht werde ich dir hinterlassen – so wie ich daran festhielt, dich zu lieben in Anmutung der Ewigkeit.«

Und während ich diesen Schriftzug in meinen Gedanken schreibe, verspricht mir mein Sein, dass sie in meinem Frieden lebt und mein Lächeln das ihre ist.

Oft hatte ich das Bedürfnis, mit meiner Großmutter über dieses Ereignis zu sprechen, doch traute ich mich nicht. Ich hatte Angst vor jeglicher Gewissheit. Ich behielt sie lieber in dieser Erinnerung, auch wenn es keine schöne war. All die Jahre hallen die Worte dieses Mannes durch meinen Kopf: »Willst du mir die Ehre nehmen?« Ich fragte mich oft: Was soll das für eine Ehre sein, die über Menschenleben verfügt?

Und es bestimmte mein Leben zu verstehen, was den einen Menschen rettet und den anderen sterben lässt oder tötet. An jenem Abend war die Ehre der Wächter meines Lebens.

Der Krieg hatte viele Gesichter und das Überleben unterschiedlichste Facetten. Wie viel Glück ich hatte, lehrten mich andere Geschichten. Geschichten, die ich hörte, von den Menschen meiner Menschen. Wie ihre Seelen vergingen, sehnsüchtig nach Frieden und Freiheit – wie das Leben sie zwang, sich zu erhalten, weit ihrer Wurzeln, weit ihrem Zuhause. Zu bestehen in den letzten Zügen ihrer Würde. Der Krieg, er verwüstete unsere Seelen, folterte unser Dasein. Und doch war Leben in uns. Die Hoffnung war unser Licht.

Das Lächeln meiner Mutter war mein Licht.

*Sie lebt vage in meiner Erinnerung
ganz fremd meiner Empfindung
verblasst sie in meiner Tiefe
als ob ich ins Nichts liefe
sie ist weit weg in meiner Nähe
all die Hoffnung, die ich säe*

FÜNFUNDZWANZIG

*Ich fühle mich schwer, viel und mehr,
zu viele Leben, fremd, zerrissen hin und her,
ich bin mehrere, entfernt, uneben, und leer.*

*Zwischen den Welten bin ich halb,
halb Hoffnung, halb Angst.
Halb Sieg, halb Niederlage.*

*Halb hier, halb dort,
halb da, halb fort.*

Ich sehe sie. Im Spiegel meiner Seele. Die Lippen, die Hände, die Füße, die Haut, die Augen voller Spuren von Verlust. Ich spüre die Prägungen ihrer Wahrheiten.

Sie erstarrt in der Realität, nach Luft ringend,
lass mich atmen,
lass mich ausatmen.
Lass mich das Leben ausatmen.

Zitternd kauerte sie sich zusammen. »Warum bin ich auf dieses Schiff gegangen?«, schoss durch ihre Gedanken. Das Wasser schüttelte sie hin und her und sie ersehnte die Erde. Alles drehte sich und ihr ganzes Sein fühlte sich an wie ein einziger Schrei. Sie hatte ihr Kind nur kurz berührt. Und jetzt war es im Mittelmeer begraben. Der Aufseher verlangte, dass sie ein Ticket für das Kind kauft, denn sie habe die Reise nach Europa nur für eine Person bezahlt. Doch hatte sie ja nichts. Kraftlos, eben die Geburt hinter sich. Sogar zu erschöpft, um hinterherzuspringen, als er ihr Neugeborenes ins Meer warf. Dieser schmerzliche Schrei lähmte sie. Das Entsetzen steht ihr bis heute in den Augen. Sie kam in Europa an, ihre Seele jedoch starb in jener Nacht.

Durch ihre Geschichte höre ich ständig die Schreie meiner Menschen und ihrer Schicksalsverwandten. Ich verstand, man kann lebend tot sein. Verloren im Schmerz, die Seele fort, der Körper da. Heimatlos. Auf hoher See ohne Hafen. Denn bist du auf der Flucht, so machen sie die Fremde zu deiner Heimat.

Im Spiegel des Anderen sieht mensch oft das eigene Glück – wie harmlos meine Flucht dagegen war. Wir landeten am Flughafen in Frankfurt. Der Schlepper ging mit mir, ich war die jüngste, und den beiden anderen, zwei Jungen, zu einer Telefonzelle. Mich überfluteten all die neuen Sachen, die ich sah. Ergriffen blieb ich wortlos vor der gelben Telefonzelle stehen. Ich dachte: »Ein kleines gelbes Häuschen.«

Aus meinen Gedanken rissen mich die wütenden Worte des großen Mannes. Er schrie in den Hörer: »Nein, wir haben mehr Geld ausgemacht! Sonst nehme ich sie mit und gehe. Noch tausend Mark, das ist ein ehrenwerter Preis. Du zahlst oder ich gehe mit ihr fort!«

Er erpresste meine Angehörigen. Obwohl sie ihm den vereinbarten Betrag gegeben hatten, verlangte er bei Ankunft tausend Mark mehr für mich. Ein »ehrenwerter« Preis, wie er sagte. Sie zahlten. Und ich

fragte mich oft, wie ein Preis ehrenwert sein kann, der Menschen zu Ware macht.

Nicht, dass ich diesen Moment je hätte vergessen können. Ich wurde ständig daran erinnert, wie viel sie meinerwegen bezahlen mussten, um mir dieses Leben zu ermöglichen.

»Wir haben dich dort nicht sterben lassen, wehe dir, wenn du das vermasselst«, hieß es stets. – »Ein anderes Kind hätte diese Chance besser genutzt«, diesen Satz zu hören, fürchtete ich immer. Er war die moralische Peitsche, die mich stets antrieb, besser zu sein.

Alle um mich herum sahen nur meine Rettung. Was ich bekommen habe, mit wie viel Glück mir das Leben begegnete. »Sei dankbar!«, sagen sie mir. Ich lächele mit dem Gewicht zweier Welten auf meinen Schultern und versuche, nicht zusammenzubrechen.

Weht der Wind, schließe ich die Augen, meine Seele stiehlt sich fort, dorthin wo es nach Freiheit riecht, der Wind mir unter die Haut geht, sanft in meine Ohren wispert, die Wälder in mir wurzeln, die Erde in meinem Blut fließt und der Himmel mich eindeckt. Ich will eins sein, in der Welt und der Gegenwart.

In diesem Winde erwacht sie, meine Sehnsucht nach Freiheit. Es gibt so viel, wovon ich frei sein möchte. Ich möchte über alle Dächer fliegen, durch alle Länder mit dem Winde tanzen. Ich bin des Windes Nomadin, viel Proviant bedarf ich nicht. Doch bin ich beschwert, meines Geistes Flügel hängen zu Boden, belastet voller Schmerz und Bürde.

Ich erwache. Im Spiegel meines Schicksals. Die Lippen, die Hände, die Füße, die Haut, die Augen voller Spuren von Blei. Ich spüre die Prägungen meiner Wahrheiten. Ich sehe mich aufblühen im Aufbruch zur Heilung. Ich erwache aus Träumen der Realität, nach Luft ringend.

Lass mich atmen,

lass mich atmen.

Lass mich Freiheit atmen.

Ich bedarf es nicht, dass du mich siehst, um zu sein. Dass du mich berechtigt zu sein. Ich bin. Ich bin jene Seele, von der du glaubst, sie gehöre anderswohin. In die du so viel Fremde und Bedrohung interpretierst, wenn du sie anblickst.

Durch diese Entfremdung verblasse ich, durch dieses befremdlich unmenschliche Anstarren donnert es in meinem Gefühl. Diese abwertenden

Worte streifen mich kalt, sie frieren mich ein. Befremdende Blicke verdecken mich wie Fledermäuse in Scharen. Ich fühle mich gefangen, angekettet. Gefangen, wo die Welten zusammenprallen. An meinem Horizont eine zerrissene Gegenwart. In den Wolken sehe ich Träume vorbeiziehen. Die Träume meiner Freiheit, sehe, wie sie dahinschwinden, in der Luft unsichtbar werden, wie sie sich auflösen.

Wenn ich »Flucht« mit der Zunge meiner Mutter sage, schmecke ich viel Bitterkeit sowie ein Gefühl des nirgends anwesenden Seins. Die Unruhe, die mensch umtreibt. Den Schmerz, der durch die Seele zieht.

Wenn ich »Flucht« auf Deutsch sage, spüre ich Leere, spüre, wie sie all die Menschlichkeit und Seele aus diesem Wort entfernt haben. Wie sie es gewalttätig beziffern und gegenwartslos machen.

Ich versuche Luft zu holen. Im Spiegel meines Schicksals. Ich sehe mich an, dieses Lächeln, mein gütiger Befehl an mich selbst:

»Richte dich auf. Aufrecht. Ganz bist du.
Du bist nicht ganz, um auseinanderzufallen.
Halte dich zusammen. Halte dich aufrecht.«

»Die Menschen Europas, die Familie Europas«, wie sie von meinen Menschen gerufen werden, sie klingen in ihrer Sprache fern, wie »die Menschen von da drüben«, als wäre eine Reise zu ihnen eine zur anderen Seite, eine ins Jenseits. Gewiss, es muss viel sterben von einem, um zu ihnen zu kommen. Und ich frage mich, was sie sind, dass es so ist, wie es ist, dass gestorben wird ohne Gesicht. Und ich frage mich, was es ist, dass es verdeckt, ihre Sicht.

Ich möchte dich warnen und all jene, die auf dem Wege sind zu dieser Zwischenwelt. Ihren Herzen Mut zureden. Ihrer Hoffnung Realität spiegeln.

Wie ich dich da kommen sehe über die Meere ohne Brücken, wie du anzukommen versuchst, mit Verlusten, Opfern und Schwere. Wie sehr möchte ich dir dieses Floß sein. Wie sehr möchte ich dir diese Brücke sein. Dich festhalten, wenn dich die Wellen der Ignoranz erdrücken. Wenn du das salzige Meer dieser Bitterkeit schmeckst. Wie sehr möchte ich dich bewahren, vorm Ertrinken.

Ich möchte dich einladen in eine Welt über Meeresbrücken hinaus. Außerhalb von Mauern und Grenzen, eine Welt, die ich erträume. Wo kein Herz angekettet und allen Freiheit.

Wo keine Seele fremd und allen Frieden.

Es ertränkt mich das Sein ohne Wir,
so sitze ich auf dem Floß der Hoffnung
und blicke nach dir.